

Erste Kontakte mit einer feindseligen Welt

MIT KLEINFLUGZEUGEN UND HUBSCHRAUBERN
IMMER NÄHER ANS ZIEL

31. Juli 1971

In Quito steht eine „Twinotter“ bereit. Die Flugzeit zum Ölcamp Tivacuno soll eine Stunde und zehn Minuten betragen. Der Pilot, ein Kubaner und ehemaliger Duzfreund von Fidel Castro, ist vor einiger Zeit aus Kuba geflohen. Kurz nach dem Start von der 2.800 m hoch gelegenen Piste nimmt die Maschine Kurs Nordost, und schon schaukeln wir zwischen den eisgepanzerten Vulkanen Antisana und Cayambe über die Anden-Ostkette hinweg. Es ist recht böig hier oben, dafür entschädigt uns eine prachtvolle Sicht. Vor mir ein großartiger Blick über das weite Urwaldmeer des Amazonasbeckens. Ich verspüre Freude und zugleich Erregtheit in mir, fliege ich doch einem langersehnten Ziel, das Auka heißt, entgegen!

In der Maschine befinden sich noch einige Ölarbeiter, denen ich von meinem Vorhaben erzähle. Sie sind entsetzt, wollen das Wort Auka gar nicht hören, wollen nicht daran erinnert werden. Zutief stecken ihnen die letzten Überfälle noch in den Knochen. Ob ich überhaupt wisse, was das für Wilde sind? Sie schütteln nur ihre Köpfe. Alle halten mich entweder für verrückt oder lebensmüde.

Tief unter uns der breite Rio Napo. An seinem linken Ufer stehen vereinzelt Ketschua-Hütten, während an seinem rechten Ufer, zum Huaorani-Land hin, keine einzige Hütte zu sehen ist. Wolkenfetzen ziehen vorüber. In weiter Ferne kleine helle Punkte im geschlossenen Urwalddach, unser Ziel: Das Urwaldcamp Tivacuno! Wenige Minuten später sinkt die Twinotter hinab auf die kurze Landepiste, und nur durch starkes Bremsen kann die Maschine zum Stehen gebracht werden! Das Ölcamp liegt etwa 340 m über dem Meeresspiegel, inmitten des ausgedehnten Auka-Urwaldes. Große Wohnzelte mit Moskitonetzen stehen auf einer überdachten Plattform und sind durch Holzstege miteinander verbunden.

Hier werde ich untergebracht. In dem mir zugeteilten Zelt wohnt auch der eingeflogene Dolmetscher, der 27jährige Sam Kaento. Er steht im



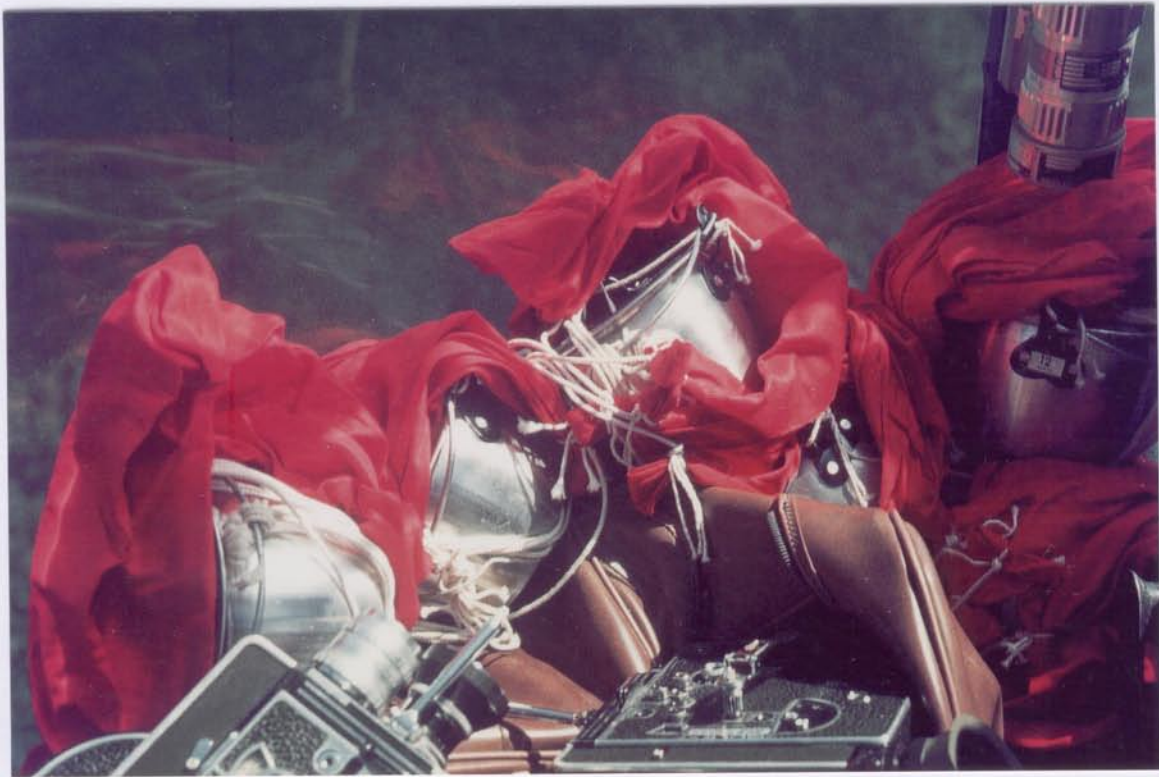
Das Ölkamp Tivacuno, am gleichnamigen Fluß, mitten im Urwald gelegen. 1971.



Anflug mit einer Twinotter, die nur eine kurze Landbahn benötigt, zum Ölkamp Tivacuno, inmitten des tropischen Regenwaldes.



Mit einem Hubschrauber der FAE im Anflug zu einer Huaorani-Siedlung. Über Mikrophon leite ich die Besatzung zu meinen so versteckt lebenden Eingeborenen, tief im Osten von Ecuador. 1976.



Rote Fallschirme mit Geschenken sind immer ein Bestandteil meiner Annäherungstaktik- und gleichzeitig mein Erkennungszeichen – immer abwurfbereit.



Die niedergebrannte Hütte, nach dem Speertod des Ölcamp- Kochs, von Tivacuno.



Mein mit vielen Geschenken beladener Hubschrauber vor dem Start. Geschenke erhalten auch im Urwald die Freundschaft.

Ernstfällen als Kontakt- und Verbindungsmann zwischen den Ölarbeitern und seinen „wilden“ Brüdern zur Verfügung.

Pilot des für meinen Weiterflug vorgesehenen Hubschraubers ist Jaime Torres, ein dunkelhäutiger Kolumbianer und erfahrener Vietnampilot. Da mir die Ölgesellschaft in Quito aus Sicherheitsgründen keine Landeerlaubnis bei den Waldmenschen erteilt hat, muß ich diese erst bei einem ausgiebigen Drink mit dem Piloten aushandeln, wobei eine meiner Kameras ihren Besitzer wechselt.

Der Capitano ist wohl schon einige Male bei seinen Flügen zu den im Urwald eingerichteten Stützpunkten der Ölsucher auf Wohnplätze der Huaorani gestoßen, weiß aber nicht, wo sich die Halbnomaden zum gegenwärtigen Zeitpunkt aufhalten.

Ich werde vom Ölcampleiter Jymi gerufen, der ein richtiger Haudegen ist und im harten Ölgeschäft keinerlei menschliche Empfindungen kennt. Er sorgt sehr gewissenhaft dafür, daß die Ölgesellschaft von jeglicher Haftung frei bleibt, falls mir während des Fluges in den Urwald oder bei den Auka etwas zustoßen sollte. Ich sitze bereits im Hubschrauber, als er mir mit seinen bis zur Schulter tätowierten Armen ein drittes Schriftstück zur Unterschrift überreicht. Jetzt erst darf der Start erfolgen! Das Unternehmen kann beginnen.

Nach wenigen Minuten überfliegen wir eine niedergebrannte Hütte. Wir landen sofort und finden zwischen den verkohlten Holzstangen einige zerschlagene Töpfe. Die Huaorani haben nach dem Speermord des Ölcamp-Kochs ihre Hütten angezündet und den Ort fluchtartig verlassen. Wo mögen sie nun stecken? Wir fliegen zunächst 20 Minuten genauen Südkurs und beginnen erst dort, nach einem neuen Wohnsitz der Huaorani Ausschau zu halten. Die rechte Tür des Hubschraubers habe ich ausbauen lassen. Vor mir liegen 16 kleine Aluminiumtöpfe mit roten Fallschirmen. Die Behälter sind gefüllt mit Reisbeuteln, Bonbons und kleinen Geschenken, wie Spiegeln, Kämmen, kleinen Messern und Ähnlichem.

Neben mir sitzt schweigend der verängstigte Sam, dem ich ansehe, daß er bereits bedauert, meiner Überredungskunst nachgegeben zu haben. Ganz links hat der Pilot seinen Sitz. Er zeigt mir die Richtung, in der seiner Erinnerung nach der Wohnsitz der Waldmenschen zu suchen wäre. Eine geschlossene Decke von Baumkronen

in den verschiedensten Grüntönen breitet sich unter uns aus. Die Heimat der letzten frei lebenden Urwaldsöhne von Ecuador. Ich bitte den Piloten, etwas höher zu steigen, um einen besseren Überblick über das Gebiet zu bekommen. An beiden Seiten des Hubschraubers haben wir Reservekanister mit Benzin befestigt, um notfalls am Ufer eines Flusses nachtanken zu können. Da auf einmal entdecken wir auf einer Anhöhe einige sich deutlich vom dunklen Grün des Urwaldes abzeichnende Hütten, auf die wir durch schwache Rauchfahnen aufmerksam geworden sind. Wir klopfen einander freudig auf die Schultern, und ich bereite die ersten roten Fallschirme zum Abwurf vor. Schon gleitet einer nach dem andern langsam zu Boden. Ich kann sofort beobachten, wie Kinder nach den roten Tüchern Jagd machen und mit ihrer Beute in den Hütten verschwinden. Die Geschenke sind angenommen, meine Hoffnung wächst! Mit größter Vorsicht wird die Landung vorbereitet. Mein Pilot zieht immer kleinere Kreise über der Siedlung, bis er sich entschließt, an einer geschützten Stelle aufzusetzen, so daß der Steilhang des Hügels unseren Helikopter nach zwei Seiten hin abschirmt. Zunächst kann ich von den Bewohnern keine Spur erkennen, ängstlich haben sie sich in ihren Hütten oder hinter Bäumen versteckt und warten vorsichtig ab. Aus Sicherheitsgründen läßt der Pilot den Rotor weiter laufen. Sam sagt zu mir: „Wenn sie erfahren, wer ich bin, bringen sie mich um“. Er läßt sich nicht bewegen, mit mir den Hubschrauber zu verlassen. Nun nähert sich eine alte Frau in gebückter Haltung und zeigt mit den Fingern der rechten Hand auf ihren Mund. Unmißverständlich bittet sie um etwas Essen. Diese Gelegenheit nutze ich, indem ich mit einem Beutel Reis und Orangen aus dem Hubschrauber springe. Verängstigt greift sie zu, hält die Schätze in ihrem Arm und versucht mir durch Gesten und lautes Sprechen etwas mitzuteilen. Ich verstehe es nicht und winke Sam heran, der dann doch zögernd herkommt. Vorsichtig nähern sich auch andere, hauptsächlich junge Frauen mit Kindern in Baumrindentüchern. Ein kleines Mädchen mit einem Totenkopffläßchen im Arm kommt angelaufen, um mir einen abgeworfenen Fallschirm samt Inhalt zurückzugeben, da sie meint, wir hätten ihn verloren. Sie ist beglückt, als ich ihr scherzhaft den roten Fallschirm wie ein Kopftuch umlege und ihr Bonbons zum Kosten gebe. Daß die Papierhülle, wenn diese mit den Bonbons

verzehrt wird, den Geschmack wesentlich beeinträchtigt, müssen sie erst durch Erfahrung lernen. So erregt ein Spiegel allgemeines Erstaunen, weil sie sich nicht vorstellen können, wie ein fremdes Gesicht in das kleine Glasplättchen hineinkommt und sich noch dazu bewegen kann. Capitanos schicke Fliegermütze wird ihm einfach vom Kopf genommen, und mein Oberhemd kommt auf ähnliche Weise abhanden.

Nach der Verteilung aller Geschenke verspreche ich ihnen, bei meinem nächsten Besuch wieder viele wertvolle Dinge mitzubringen. Kleine Geschenke erhalten auch im Urwald die Freundschaft. Sie scheinen ihre anfängliche Scheu etwas abgelegt zu haben und sind vielleicht ebenso froh wie wir, daß dieses erste, kurze Zusammentreffen problemlos verlief.

6. August 1971

Nach fünfstündiger Autofahrt von Quito nach Puyo starten wir am nahegelegenen Flugplatz Shell-Mera, und ich sitze mit zehn Ölarbeitern zwischen großen Benzintanks in einer Maschine Richtung Tivacuno. Diesmal führt unser Flug am stark mäandernden Rio Villano entlang. Sam erwartet mich diesmal schon.

Am nächsten Morgen in aller Frühe befinde ich mich mit gleicher Crew im Anflug auf Gabaro zu den Aukahütten. An Bord haben wir ein paar „Passagiere“: drei Hennen mit einem kräftigen Gockel. Sie sollen den Waldmenschen als Grundstock für eine Hühnerfarm dienen. Außerdem führe ich Reis, Zucker, einige Buschmesser, Äxte, Spaten und Hacken mit. Wieder kreisen wir über dem Wohnplatz von Gabaro, werfen als Erkennungszeichen rote Fallschirme ab und landen.

Dieses Mal werden wir bereits erwartet. Beim Aussteigen tritt mir ein Auka mit einem mit bunten Bonbonpapieren umwickelten kleinen Speer entgegen und überreicht mir diesen. Besondere Begeisterung erregt mein Hühnervolk. Als ich den großen Transportkarton öffne, entsteigt majestätisch der große Gockel, stellt sich in Positur und läßt ein lautes „Kikeriki“ ertönen. Diese lautstarke und imponierende Demonstration des Hahnes beeindruckt die Auka sehr viel mehr als der dann folgende Vortrag von Sam über die Möglichkeit der Eier-

Eierproduktion und Hühnerzucht sowie die Vermehrung des Federviehs als Zusatznahrung.

Meisterhaft handhaben diese Waldmenschen Äxte und Buschmesser. Noch vor wenigen Jahren töteten sie Menschen, nur um in den Besitz eines solchen Werkzeuges zu gelangen. Die von mir mitgebrachten Buschmesser kamen auch uns zugute, denn die Auka hielten damit später an verschiedenen Orten mir die Landeplätze für den Hubschrauber frei. Einige Schwierigkeiten gab es mit den Hacken und Spaten. Ich mußte ihnen den Gebrauch erst zeigen. Später sagten sie mir auf mein Tonband: „Wir arbeiten jetzt wie die Gürteltiere“.

1. September 1971

Mit vielen Geschenken an Bord landen wir wieder auf der Hügelkuppe des Berghanges von Gabaro. Der Rotorwind zaust an den Palmdachhütten. Zwei junge Männer nähern sich und überreichen uns lange blaugelbe Arafedern. Gerade kommt einer, wohl der Älteste, mit einem geschulterten langen und schweren Blasrohr und erlegten Wollaffen von der Jagd zurück. Es ist Nampauer. So sehr freut er sich über die von mir mitgebrachte Axt, daß er mich umarmt. Nervosität ist wohl noch auf beiden Seiten zu spüren, aber die Freude über so viele Geschenke überwiegt.

Der Hahn regiert inzwischen allein, ohne Hennen. Weil es die Damen stimmlich nicht mit dem Gockel aufnehmen konnten, wurden sie geschlachtet. Der Hahnenschrei hat die Huaorani so stark beeindruckt, daß er zum Verständigungsruf der Männer im Urwald wurde.

Nach ungefähr einer Stunde wird der Motor das erste Mal abgestellt. Alle sind zufrieden und mit den verschiedenen Mitbringsele beschäftigt. Der Pilot tauscht seine neue Fliegermütze gegen ein kleines Krallenäffchen. Sam nimmt schon die Wünsche für unseren nächsten Besuch entgegen. Kleidung wollen sie haben, wie wir sie tragen. Zum ersten Mal bin ich längere Zeit in einer fensterlosen, großräumigen Hütte. Acht Hängematten sind in der Nähe der Feuerstelle an Querbalken, die das Haus tragen, befestigt. Mehrere rotgefärbte, schwere Blasrohre mit Köchern hängen vom Palmdach herunter. Große Tontöpfe mit Chicha gefüllt stehen in einer Ecke.

6.

Wird ein Fest vorbereitet? Papageien sind mit Chambira-Palmfasern an einem in den Lehmfußboden gerammten Stock festgebunden.

Nach zweieinhalb Stunden entschließen wir uns zum Rückflug.

7. September 1971

Mit einem Zentner Reis, Zucker, Werkzeugen, kleinen Geschenken sowie vier Hennen landen wir das vierte Mal innerhalb sechs Wochen in Gabaro. Wieder bringt uns ein Huaorani drei kleine, mit bunten Bonbonpapieren umwickelte Lanzen zum Hubschrauber. Dabei muß ich an meinen alten Freund Max Sußmann denken, der als Ingenieur arbeitete. Er berichtete, daß in den vierziger Jahren seine Männer bei einem Auka-Überfall mit Lanzen gespeert wurden, die mit Geldscheinen umwickelt waren. Diese Geldscheine hatten die Auka zuvor bei einem anderen Angriff aus seinem Lager mitgenommen.

Als ich die Hennen aus dem Hubschrauber nehme, kommt der verwitwete Gockel begeistert angelaufen und nimmt sie gleich in Empfang. Große Bewunderung rufen die Fotos von meinem ersten Besuch hervor. Sie erkennen alle einander, nur nicht sich selbst.

Von Sam erfahre ich, daß sich die Huaorani den Hubschrauber nicht erklären können. Sie halten ihn für ein großes Insekt, für einen verwandelten Menschen, ein Skelett, ein Trugbild, ja sogar für „wene“, den Teufel, der im Körper des Jaguar lebt und Krankheiten und Tod bringt. Sam sagte zu mir: „So reden sie unter sich, wenn sie einen Helikopter sehen“. Vor dem Rückflug überreicht mir Wepe eine Federkrone und zwei rote Ara-Federn.

14. September 1971

Schon bei Hellwerden um sechs Uhr früh werde ich eingeflogen. Kurzes Kreisen, Fallschirmabwurf und Landung auf dem alten Platz. Der Morgenrauch steigt aus den Hüttendächern auf. Sofort beginne ich mit der Verteilung meiner Mitbringsel. Sam und der Pilot Jaime Torres diskutieren noch am Hubschrauber. Eigenartig, man winkt mich zurück. Ich erfahre von einer angeblichen Notlandung des zweiten Hubschraubers, die uns zwingt, sofort zurückzufliegen. Ich bitte den Piloten Jaime, mich später, wann auch immer, abzuholen.

Nach längerem Zögern läßt er mich hier und verspricht, bald wiederzukommen. Sam möchte nicht hierbleiben, er fliegt zurück. Eine heikle Situation. Ich allein mit so vielen Huaorani. Ich versuche, so gut ich kann mit Zeichensprache zu erklären, daß der „tuk- tuk“ wiederkommen wird, um mich abzuholen. So verteile ich weiter Reis, Zucker, Honig an Frauen mit Kleinkindern sowie einige Kindertragetücher. Es wird unerbittlich heiß auf dieser Waldlichtung. Jede noch so kleine Bewegung treibt mir den Schweiß aus den Poren. Meine Kleidung ist zum Auswinden. Der Durst quält, Wasser und Chicha kann ich wegen der Mikrobengefahr nicht trinken, sind es doch Amöbenmutterschiffe. So lege ich mich einfach auf den Weg zwischen Hütten, um ein wenig zu verschnaufen. Da nimmt mich ein junger Mann am Arm und holt mich in seine kühle Hütte. Konta, eine ältere Frau, bietet mir ihre Hängematte an und reicht mir Kleinbananen.

Gegen Mittag landet, unverhofft für mich, die Missionarin Peeke und

versucht mir, ohne erst auszusteigen, klarzumachen, in welcher Gefahr ich mich hier befände. Ich gebe ihr zur Antwort: „Machen sie sich keine Sorgen um mein Leben“. Mit finsterner und verbissener Miene, ohne ein Zeichen der Zuneigung für die Nackten, fliegt sie unverrichteter Dinge wieder ab. Von wem hat sie erfahren, daß ich hier bin? Vielleicht von Sam, dessen „Chefin“ sie ist. Flog Sam deshalb wieder zurück, oder arbeiten die Missionare eng mit den Ölkompanien zusammen?

Die Huaorani stimmen bald Gesänge an. Erst einzelne Frauen, dann auch Männer und schließlich alle zusammen. Wepe und sein Sohn Pirahue spielen sogar Flöte und tanzen dazu. Der lautstarke Gesang der Huaorani ist nicht zu bremsen und läßt auch mich nicht mehr los.

Hier die Übersetzung einiger gesungener und gesprochener Texte: Gesang der Frauen Omamo und Onginea beginnen –

„Die Menka bauen lange Nester, die Mutter kommt geflogen und bringt Futter, die Kleinen im Nest öffnen ihre Schnäbel, und die Mutter gibt ihnen Futter, gibt ihnen Futter, gibt ihnen Nahrung“. Menka, das sind die Stirnvögel, die südamerikanischen Webervögel.

Der Gesang der Männer, es singen Ginkao, Buka, Menga, Apa



Abwurf eines roten Fallschirmes.



Mein Fallschirm mit Geschenken landete genau richtig.



GINKAHUE

Ginkahue kann sein Glück noch gar nicht fassen.



Mit einem Zentner Reis auf dem Weg in die Hütte.

und andere : „Tukane kommen von weit her, setzen sich neben unsere Hütte in die Zweige der Bäume. Die Tukane kommen mit weißer Brust, und ich nehme mein Blasrohr, schiebe einen vergifteten Pfeil hinein, und wenn ich blase, fallen sie herunter!“

Gesang der Frauen und Männer- „Wenn Vögel Früchte fressen wollen, versammeln sie sich in einem Baum, machen Lärm, singen, fliegen von Zweig zu Zweig und fressen. Besuch ist von außerhalb gekommen, um mit uns zusammen zu sein, er hat viel mitgebracht, das ist gut. Wir singen und lärmen hier wie die Vögel essen“.

Ein Huaorani singt allein – „ Wenn ich zur Jagd gehe, bringe ich viele Vögel, kleine und große bis zum Waldtruthahn, aber meine Frau will sie nicht kochen, sie mag ihnen nicht die Federn ausreißen. Jetzt will ich mir eine andere Frau suchen, meine Frau will nicht kochen, nicht vorbereiten, nicht Federn rupfen, deshalb suche ich mir eine andere Frau“. Alle Anwesenden Frauen lachen über ihn, seine eigene Frau am meisten.

Jetzt antwortet sie- „ Mein Mann, der hier ist,mein Mann, der hier ist, ist Yata“. Sie wiederholt den Text mehrmals; mit Yata bin ich gemeint.

Die Frauen zu den Männern – „jetzt werden wir singen, jetzt werden wir singen, wir singen jetzt, seid ruhig und macht keinen Lärm“.

Huaorani singen viel, oft die ganze Nacht hindurch. Bei Festen singen sie tagelang. Eigentlich wird immer gesungen. Sie singen frei über alles, was sie umgibt und bewegt. Bevor sie zur Jagd gehen, wird ebenfalls gesungen.

Selbst wenn sie einen Menschen töten wollen, singen sie zuvor. Und immer wenn sie gesungen haben, müssen sie auch losziehen, Die Melodien sind meist ähnlich und wiederholen sich immer wieder.

Auf einmal wird es in der Hütte unruhig. „Tuk-tuk“ rufen alle und rennen hinaus. Wirklich, mein Hubschrauber ist im Anflug. Es ist auch bereits nach 17 Uhr, gut eine Stunde später wird es in diesen Breiten schnell dunkel. Den Hubschrauber erkennen sie schon als kleinsten Punkt am Horizont und hören ihn Minuten früher als wir. Ohne seine obligatorische „Platzrunde“ landet Jaime Torres direkt vor uns. Sam und der Pilot steigen gar nicht mehr aus. Etwas hat sich verändert!

Die Linguisten – Missionare haben mittlerweile bei den Ölgesellschaften erreicht, daß man mir keine weiteren Hubschrauber zur Verfügung stellt. Ihrem Zögling Sam verbieten sie, mich zu seinen Brüdern im Urwald zu begleiten. Damit nicht genug! Sam wird wegen „mala compania“, schlechter Gesellschaft (womit ich gemeint bin) an ein Biblisches Institut bei Miami in Florida geschickt.

Aber lange hält er es dort nicht aus. bereits nach wenigen Monaten taucht er bei mir in Quito wieder auf, und wir können unsere gemeinsame Arbeit wieder in aller Stille fortsetzen. Sams Mutter Dayuma, die in Tigueno wohnt, beantwortet mir bereitwillig und ausführlich all meine Fragen, die Huaorani betreffend.

Tonbandaufzeichnungen werden in Quito bei mir übersetzt. Per Tonband gibt mir Sam seine Stimme mit auf den Weg zu seinen Brüdern in den tiefen Urwald.

Auf der Suche nach Hubschrauber- Flugmöglichkeiten erklärt sich der Vizedirektor vom „Instituto Geografico Militar“, Oberst Carlos Espinosa, bereit, mir behilflich zu sein.

In einer kleinen Militärmaschine landen wir auf der Piste am Rio Cononaco. Der Ölcamp-Chef kann uns den Flug mit einem Hubschrauber zu den Huaorani ohne Erlaubnis der Linguisten – Mission nicht erlauben, und lehnt erwartungsgemäß ab. Selbst ein ecuadorianischer Oberst muß sich diesen Missionaren (Wycliffe Bible Translators) beugen.. Wir kehren unverrichteter Dinge zurück.. Ein ecuadorianischer Oberst darf nicht sein eigenes Land betreten! Allerdings hatte dies noch ein Nachspiel. Ich blieb am Ball !



Die Männer lauschen gespannt der Stimme, die aus dem Tonband kommt. Ihre spontanen Antworten fange ich mit einem zweiten Gerät auf, um mir sie nach Rückkehr von Kaento übersetzen zu lassen